

Zeitschrift: Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein
Band: 5 (1943)
Heft: 1

Artikel: Dornacher Sagen und Gespenstergeschichten
Autor: Jaeggli, A. E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-860922>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dornacher Sagen und Gespenstergeschichten.

Von A. E. Jaeggli.

Wie überall auf dem Lande, gibt es auch in Dornach noch Leute, die felsenfest überzeugt sind, dass es etwas hat mit den Gespenstern. Aber es gibt auch andere, und die bilden die weitaus grössere Zahl, die glauben nicht mehr an dergleichen und haben für diese Geschichten kaum mehr als ein Lächeln übrig. Und doch können auch manchmal diese Leute dem Sagensammler gelungene Stoffe beibringen, von denen ich hier zwei vorab zum Besten gebe, die ich von Dornachern gehört habe, die mit dabei waren.

Zwei Freunde, ein Dornacher und einer von Arlesheim, gingen stets zusammen auf die Jagd. Der eine soll ein abergläubischer Fürchtebutz, der andere ein pfiffiger Witzbold gewesen sein. Als sie auch einmal nachts auf die Pirsch gingen, wollte der eine die Gelegenheit benützen, seinem Freunde die Angst auszutreiben. Er wusste irgendwo im Walde einen faulen Holzstock, der phosphoreszierte und nachts einen mattgrünen Schimmer abgab. Auf diesen Strunk lotste der Witzbold nun seinen Freund und wartete, was da kommen sollte. Die Reaktion liess nicht auf sich warten. Kaum erblickte der Gespensterseher das leuchtende Etwas, riss er sein Gewehr in Anschlag und rief mit beschwörender Stimme: «Wenn du ne Gschpeischt bisch, wenn du ne Gschpeischt bisch, gib Antwort oder i schiess!» Da der Stock stumm blieb, drückte er los, ein Knall — — und im Gebüsch erhob sich ein schallendes Gelächter.

Die andere Geschichte hat sich in Aesch drüben abgespielt. Vor nicht gar langer Zeit machte zu mitternächtlicher Stunde ein riesiger schwarzer Hund das Dorf unsicher. Alles was sich zu dieser Zeit noch auf den Strassen aufhielt, floh angesichts des Untiers in die Häuser, und jeden Morgen, nachdem das Gespenst durchs Dorf gegangen, fehlte irgendwo etwas, etwa ein Huhn, manchmal der Honig im Bienenhäuschen oder auch mehr. Das schwarze Höllentier hiess man den Rinki. Ein beherzter Metzger, der sich eines Morgens auch unter den Bestohlenen sah, gedachte dem Uebel abzuhelfen, lud zur gegebenen Zeit seine Flinte mit Schrot und passte dem Untier auf. Dieses kam auch wirklich daher. Wie es aber den Mann mit dem Schiessprügel sah, nahm es Reissaus und suchte im Dunkeln zu verschwinden. Der Metzger schickte ihm seine Schrotladung nach und ging nach Hause. Anderntags sah man einen aus dem Dorfe ganz verdächtig herumhinken. Seitdem führte er den Spottnamen Rinki.

Ob jenes Ungetüm identisch ist mit einem schwarzen Teufel, von dem mir vor Jahren ein Reinacherbauer erzählte, als er bei mir nach dem siebten Buch Mosis fragte, dessen Zaubersprüche seine Bienen schützen sollte, weiss ich nicht.

Der Sagensammler notiert diese Geschichten nur so nebenbei. Viel wichtiger sind ihm jene uralten Volkssagen, die da und dort noch bei alten Leuten erzählt werden und die sich in ihnen lebendig erhalten haben, wie wenn sie selber noch an jenen Geschehnissen Anteil gehabt hätten.

Ich möchte drei solcher Sagen hier anführen, die meines Wissens bisher noch nicht veröffentlicht worden sind.

Die Sage vom Milchlöchli.

Ganz in der Nähe des Felsblockes, auf dem die spärlichen Reste der kleinen Burg Hülzistein stehen, ist ein tiefer, unergründlicher Spalt im Boden, aus dem in besonders kalten Wintertagen Dampf aufsteigt. Dieser Schlund wird im Volksmund «Milchlöchli» genannt. Wie er zu diesem Namen kam, will folgende Sage erklären.

Vor vielen hundert Jahren war der Dornachberg noch nicht von jenem grossen Walde bedeckt, der sich heute vom Ramstel hinauf bis gegen Hobel erstreckt. Das ganze Gebiet war damals Weideland, auf dem die Hobler Sennen ihre grossen Viehherden hüteten. An der Stelle, wo heute riesige Tannen ihre Wipfel über den Buchenwald erheben, lag ein mächtiges Becken, in das die Sennen jeden Abend die gesammelte Milch schütteten. Von überall im Tale wurde von dort die Milch bezogen, so dass die Sennen zu grossem Reichtum kamen. Aber Reichtum macht faul. So ging es auch den Hobler Sennen. Statt sich weiterhin der Pflege ihrer Herden zu widmen, kamen sie auf allerlei abwegige Gedanken und begannen die Milch im Becken mit Wasser zu vermischen. Die Leute unten im Tal verfluchten darob die Sennen und wünschten ihnen den Teufel auf den Hals. Und der Teufel hörte davon. Er begab sich auf den Dornachberg und fand die wüsten Gesellen reif für die Hölle. In aller Stille begann er von unten her den Fels zu durchbohren, bis er auf den Boden des Beckens stiess. Dann wartete er den Augenblick ab, da alle Sennen beim Wässern der Milch beschäftigt waren und sprengte dann ein grosses Loch in das Milchbecken. In wildem Wirbel ergoss sich sein Inhalt in den Schlund hinunter, und über dem Becken erhob sich ein tosender Wirbelsturm, der Sennen und Kühe mit sich riss und hinuntersog in den Höllenschlund. Als sich der Sturm endlich gelegt hatte, war die Weide wüst und leer, und ein übler Schwefelgestank lag lange über der Gegend, so dass sich niemand mehr auf den Berg hinauf wagte. Die Leute unten im Tale, die bisher nur dem Ackerbau nachgegangen, begannen selber Kühe zu halten, und oben auf der verwunschenen Weide wuchs der Wald.

Der wilde Jäger.

Die finsternen Wälder rings um das alte Schlösschen Hülzistein waren früher sehr wildreich, und es gelüstete manchen Dornacher Jäger, die schönen Rehlein und Hirschlein, die dort oben herumtollten, vor den Lauf zu bringen. Aber das grosse Waldgebiet war Bannwald. Kein Jäger durfte ungestraft in jener Gegend herumspazieren. Zudem ging im Volke die Sage um, es sei ein verwunschener Wald, in dem allerlei Teufelsspuk sich ereigne.

Da lebte einst zu Dornach ein Wilderer, vor dessen Kugeln kein Vogel in der Luft mehr sicher war. Den gelüstete es, hinauf zu steigen in den verwun-



Nr. 6231 B.R.B. 3. 10. 1939.

Solothurner Jura: Hofbergli-Schmiedenmatt.

Fot. F. Wolf, Solothurn.

schenen Wald. Er wartete eine finstere Nacht ab und machte sich mit seiner Flinte auf den Weg. Ungehindert kam er bis zum Felsen der zerfallenen Burg, wo er sich hinter einem Baum auf die Lauer legte. Er war noch nicht lange dort, da hörte er hinter sich ein Rauschen, wie wenn eine ganze Herde durch das Gestrüpp rannte. Wie er sich umwandte, erblickte er einen riesigen weisen Hirsch, auf dessen Rücken eine weiss gekleidete Fee sass, die um sich einen hellen Glanz verbreitete. Erschreckt liess der Wilderer seine Flinte fallen und starrte auf die wunderbare Gestalt. Doch bevor er wieder seine Sinne beisammen hatte, war der Spuk verschwunden und tiefe Nacht umhüllte ihn. Seine Augen, mit denen er vorhin noch trotz der Dunkelheit jedes Kräutlein unterscheiden konnte, waren trübe und schmerzten ihn sehr. Tastend griff er nach seiner Flinte und versuchte hierauf dem unheimlichen Platz zu entfliehen. Bis zum Morgengrauen irrte er im Walde umher, ohne den Ausgang zu finden. Erst als drunten im Dorfe das Glöcklein zu läuten begann, fand er sich wieder zurecht und kam erschöpft in seiner Behausung an.

Während einiger Wochen blieb er daheim und pflegte sein krankes Gesicht. Doch es half ihm nichts. Seine früher so scharfen Sperberaugen blieben getrübt. Der Aerger überkam ihn darob und er schwor, jetzt erst recht in den verwun-

schenen Wald hinauf zu gehen, geschehe was wolle. Eines Nachts, als ihm der Schlaf nicht kommen wollte, holte er seine Flinte hervor und stapfte den Berg hinauf. Er achtete nicht auf die ängstlichen Rufe der Käuze, die ihn vor seiner Tat warnen wollten, und schritt unentwegt weiter, bis er an jene Stelle kam, wo er das erste Mal auf der Lauer lag. Dort stellte er sich in Anschlag. Doch kaum hatte er sich bereit gemacht, als ein prächtiger Hirsch vor ihm erschien. Blitzschnell fasste ihn der Jäger ins Ziel, aber im gleichen Augenblick, als er abdrücken wollte, gab es einen fürchterlichen Blitzschlag, der von einem ebenso furchtbaren Knall gefolgt war. Der Jäger wurde zu Boden geschleudert, wo er lange ohnmächtig liegen blieb. Als er endlich wieder zu sich kam, merkte er, dass er sein Gesicht gänzlich verloren hatte. Der erblindete Bösewicht tastete sich den Berg hinunter und wurde draussen auf dem Felde von einer Bauersfrau aufgefunden, die ihn dann ins Dorf hinunter brachte. Er starb bald darauf, ohne die Sakramente zu empfangen und wurde deshalb als ein echter Bösewicht ausserhalb des Kirchhofes verscharrt.

Der Riese Felix.

Nicht nur um das alte, zerfallene Hülzisteiner Schösslein winden sich Sagen, auch auf dem erst am Ende des 18. Jahrhunderts zerstörten Dornacher Schloss haben sich bereits die Gespenster eingefunden. Die alten Leute erzählen sich da die gruselige Geschichte von einem Riesen, der hin und wieder von Leuten gesehen worden sein soll, die zur mitternächtigen Stunde sich dem Schlossberge nähern.

Einst stieg auch ein Knechtlein nachts die Schlossmatt hinauf. Bleich glänzten die geborstenen Mauern der mächtigen Burgruine im Mondschein. Je näher das Knechtlein der Höhe kam, umso unheimlicher wurde es ihm zu Mute, denn es lag eine Totenstille über der Gegend. Kein Windlein blies über das Gras, keine Grille zirpte wie sonst. Da plötzlich ertönte ein schriller, markerschütternder Pfiff. Entsetzt sah das Knechtlein um sich und erblickte droben auf dem äussern runden Turme, den man den Hexenturm nennt, eine schwarze, riesenhafte Gestalt, die mit grünen Glotzaugen auf ihn niederstarrte und die sich eben anschickte, seine langen Arme nach ihm auszustrecken. Zu Tode erschreckt rannte das Knechtlein den Berg hinab, während es hinter ihm drein polterte, wie wenn der ganze Berg losbrechen wollte, und durch die Luft erscholl ein schauerliches Gebrüll, unter welchem das Knechtlein deutlich den Ruf «Felix, Felix» heraus zu hören vermeinte.

Das arme Knechtlein bekam einen geschwollenen Kopf und war lange nicht mehr arbeitsfähig, und von jener Zeit an erhielt das Schlossgespenst den Namen Felix.

